

Unterhaltungsblatt

AM

„Augsburger Postzeitung“.

N. 9.

Dienstag, den 30. Januar

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fried in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefitzer Dr. Max Huttler).

Auf verwegener Bahn.

Kriminalnovelle von Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

„Die Million an und für sich hätte mich nicht locken können,“ fuhr Siglinde fort, „sondern nur der Wunsch leitete mich, meinen Vater vor dem finanziellen Ruin zu retten. Es war ein Opfer, welches ich ihm bringen wollte. Jetzt aber würde daselbe vergebens sein, mit allen Millionen der Welt vermöchte ich ihn nicht zu retten! Und was sollte mir der Reichthum, wenn ich meinen armen, alten Vater lebenslänglich im Zuchthause eingekerkert wüßte oder“ — sie beugte unter einem kalten Schauer zusammen — „oder ihn gar dem Beile des Scharfrichters überliefert sähe? Der Besitz einer Million wäre ein Hohn auf mein gebrochenes Herz. Ich würde mit einem solchen unheilbaren Seelenleiden niemals einen Gatten glücklich machen können. Mir bliebe keine Wahl, als mich in irgend einen stillen Erdenwinkel zurückzuziehen. Armuth sollte mir eine Genugthuung sein; in der Arbeit um das tägliche Brod würde ich Vergessenheit suchen, während Reichthum mir nur zur Qual werden könnte.“

„Wie?“ rief Harnisch in ungläubigem Erstaunen, „Sie wollten eine Million von sich werfen? Würden Sie mit solchen Entfugungen Ihrem Vater nützen können? Bedenken Sie doch nur, daß die Erbschaft Ihrer Tante Ihnen die Mittel gewährt, für seinen Prozeß alle Mienen springen zu lassen. Sie könnten zu seiner Vertheidigung die geschicktesten Advokaten der Welt gewinnen, Sie könnten auf die Richter einwirken —“

„Unsere Richter, Herr von Harnisch, sind unbestechlich,“ unterbrach sie ihn mit ruhiger Würde, „wenn sie auch menschlichen Vorurtheilen unterworfen sein mögen. Und was die Vertheidigung meines Vaters betrifft, so ruht dieselbe bereits in der bewährtesten Hand, wie Ihnen Jedermann hier sagen wird, wenn Sie sich nach Rechtsanwalt Doktor Volkmar erkundigen. Bedenken Sie: wie könnte ich ein Vermögen annehmen, auf welchem die Blutschuld meines Vaters ruhen soll? Ich würde dadurch dem Verdachte gegen ihn nur das letzte Siegel aufdrücken, da man ihm ohnehin das Motiv unterschiebt, er habe durch die Beseitigung meiner Tante und durch die Herbeiführung meiner Verbindung mit Ihnen die Million rasch in meine Hand spielen wollen.“

Harnisch war wachsbleich geworden und Siglinde

fand das erklärlich, denn sie konnte sich sehr gut in seine Lage versehen: das Wort, welches sie gesprochen, mußte ein harter Schlag für ihn sein, — die Million, welche sie ausschlug, raubte sie ihm.

„Ich kenne Ihre Verhältnisse, Herr von Harnisch,“ fügte sie nach längerem Schweigen hinzu, „es sollte mir wehethun, wenn ich Sie um Ausflüchten brächte, von denen Ihre ganze Zukunft abhängt, ja, ohne welche Sie sich dieselbe vielleicht gar nicht denken können. Wie gern würde ich Ihnen das ganze Erbe überlassen, wenn dies in meiner Macht stünde.“

Sie berante fast, dies gesagt zu haben, denn er nahm von ihren freundlichen Worten kaum Notiz, sondern war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab, als wäre sie gar nicht da. So macht man wohl dem Verdrusse über einen Geldverlust Luft, nicht aber dem schmerzlichen Verzicht auf eine Braut, der man kurz vorher so viel Schmeichelhaftes gesagt hat. Siglinde fand ihre Vermuthung, daß er die Sache nur von der geschäftlichen Seite nahm, durch das Fallenlassen der einfachsten Höflichkeitsrückfichten vollkommen bestätigt.

Als sein Blick zufällig ihrem großen erstaunten Auge begegnete, mochte er seine taktlose Selbstvergessenheit wohl fühlen. Er blieb vor ihr stehen und frug in sanftem Tone: „Ist für die Freisprechung Ihres Herrn Vaters keine Hoffnung vorhanden?“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Wenn ich darüber nachdenke, wie tückisch sich die Umstände vereinigt haben, um als Schuldbeweise gegen den armen Mann zu sprechen, so muß ich alle Hoffnungen aufgeben.“

„Und Ihr Entschluß ist unwiderruflich, Fräulein Schönau?“

„Unwiderruflich!“ sagte sie fest. „Aber kein Opfer, und wäre es selbst das meines eigenen Lebens, würde mir zu groß sein, meinen Vater zu retten. Wenn Sie das vermögen, Herr von Harnisch,“ setzte sie hinzu, die Hand bethuernd auf's Herz legend, „so werde ich an dem Tage, wo seine Freisprechung erfolgt, mit Ihnen an den Traualtar treten.“

Er versiel in langes, tiefes Sinnen, während er abermals im Zimmer auf- und abging und zuweilen hoffnungslos den Kopf schüttelte. Plötzlich blieb er stehen, wie von einem Gedankenblitze getroffen.

„Sie glaubten, ich sei schon einmal hier gewesen,“ fuhr er auf, daß Siglinde fast erschrak. „Sie waren gerade verreist. Ihr Mädchen befand sich allein zu

Hause und hat den Besuch empfangen. Könnte ich das Mädchen selbst befragen?"

Er hatte die Säge hastig und abgebrochen herausgestoßen, als handle es sich um Leben und Tod.

Siglinde war betroffen; sie wußte nicht, was sie denken sollte, und ging zur Thür, um Martha zu rufen.

Diese kam herein.

"Herr von Harnisch möchte Auskunft über den Herrn haben," sagte Siglinde zu dem Mädchen, "welcher vor einigen Tagen meinen Vater zu sprechen wünschte, als ich mit ihm eben nach Nottenbach abgereist war."

"Der fremde Herr soll mir ähnlich gesehen haben?" wandte sich Harnisch an Martha, wobei er sehr schnell und in heftiger Erregung sprach.

"Ja, er hatte Ähnlichkeit mit Ihnen," antwortete Martha. "Aber seine Gesichtszüge waren doch ganz anders."

"Sein Haar war dunkel?"

"Fast wie das Ihrige, nur um ein wenig heller."

"Wie trug er es?"

"Kurz und in der Mitte gescheitelt, wie Sie. Ich bemerkte es, als er eintrat und einen Augenblick den Hut lüpfte."

"Der Bart?"

"Ein Vollbart, genau wie der Ihrige."

"War der Mann größer oder kleiner als ich?"

"Er mochte wohl etwas kleiner sein."

"Wie klang seine Stimme?"

"Tiefer als die Ihrige."

"Dunkle Augen, nicht wahr?"

"Wie Sie," nickte das Mädchen.

"Kann man sich auf Ihr Gedächtniß verlassen?"

"Sie besitzt ein sehr scharfes Auge für Physiognomien," bezeugte Siglinde, "ich habe davon mehr als eine Probe."

"Ich danke Ihnen," entließ Harnisch das Mädchen, dessen Antworten auf jede seiner Fragen er mit fiebernder Ungeduld erwartet hatte.

Nachdem er Siglinde um die genaue Adresse Doktor Volkmar's gebeten hatte, verabschiedete er sich von ihr. "Verzeihen Sie," bat er, "wenn ich Ihnen für mein Benehmen, das vielleicht sonderbar erscheinen mag, die Erklärung schuldig bleibe. Aber ich muß mir über das, was mir plötzlich durch den Kopf gefahren ist, selbst noch klar werden. Sie sollen bald von mir hören, Fräulein Schönauich."

Noch lange beschäftigte der Besuch Siglindens Gedanken, als sie sich wieder allein befand. Endlich griff sie nach ihrer Schreibmappe, schrieb flüchtig einige Zeilen nieder und beauftragte Martha mit der persönlichen Beforgung des Billets.

Dasselbe war an Doktor Volkmar gerichtet, der eben erst von seinem Gange in die Rosenstraße zurückgelehrt war, als er es empfing.

Siglinde schrieb: "Soeben hat Herr von Harnisch mir seine Aufwartung gemacht. Er ist nicht identisch mit jenem Fremden, welcher an dem Tage, wo mein armer Vater verhaftet wurde, während meiner Abwesenheit da war. — Herr von Harnisch scheint Ihnen einen Besuch zugebacht zu haben. Uebrigens haben wir ihm Abbitte zu leisten: er lag in Calais acht Tage an einem Fieber krank und hat die verhängnißvolle Nacht vom 21. zum 22. in einem Hotel in Köln zugebracht. Ich lockte dieses Datum aus ihm heraus, als er mir erzählte, daß

das Zimmer, in welchem er übernachtet wollte, durch Unvorsichtigkeit des Kellners, der ihm leuchtete, in Brand gerathen war . . ."

Volkmar fühlte eine gewisse Beschämung, daß Siglinde seinen Verdacht gegen Harnisch durchblickt hatte, wenn sie auch zartfühlend genug war, sich durch das Wörtchen "wir" selbst dieser Schwarzseherei mit anzuklagen. Wie nahe lag für sie die Deutung, daß er sich dabei weniger von juristischen Gründen, als von persönlicher Voreingenommenheit habe leiten lassen! Sein neu erwachter Argwohn, der das Resultat seines Besuchs bei dem Gärtner war, wurde durch dieses Billet niedergeschlagen. Er war indessen weniger vertrauensvoll als Siglinde, das brachte schon sein Beruf mit sich; nach kurzem Ueberlegen setzte er folgendes Telegramm an einen in Köln wohnhaften Kollegen auf:

"Bitte, sich bei der dortigen Brandinspektion zu erkundigen, in welchem Hotel ein am 21. ds. Mts. abends ausgebrochener Zimmerbrand durch die Feuerwehr gelöscht wurde, und in betreffendem Hotel Nachfrage zu halten, ob in derselben Nacht ein Herr Jesko v. Harnisch daselbst übernachtet hat."

Am andern Vormittag traf die Antwort ein. Das Kölner Hotel, in welchem der Brand stattgefunden, war darin namhaft gemacht, und genaue Erkundigung bei dem Besitzer hatte ergeben, daß Jesko von Harnisch aus New-York vom 21. zum 22. ds. Mts. dort über Nacht geblieben war.

* * *

Am demselben Tage, wo die Depesche von Köln anlangte, fand sich Herr von Harnisch im Bureau des Rechtsanwalts ein, der aber gerade abwesend war.

Er müsse den Herrn Doktor in einer dringenden Angelegenheit sprechen, sagte der Amerikaner dem Schreiber, der ihn empfing; und lasse ihn bitten, die Stunde selbst zu bestimmen, auch wünsche er, daß Fräulein Schönauich bei dieser Unterredung ebenfalls anwesend sei. Er hinterließ seine Karte und den Namen des Hotels, in welchem er wohnte.

Volkmar schrieb nach seiner Rückkunft sogleich einige Zeilen an Siglinde, worin er sie von dem Wunsche des Herrn von Harnisch unterrichtete und die Stunde der Zusammenkunft festsetzte.

Pünktlich und fast gleichzeitig empfing er um die bestimmte Zeit den Besuch der beiden Klienten. Harnisch war sehr ernst und in seinem Benehmen gegen Siglinde lag etwas rücksichtsvoll Theilnehmendes, was sie fast beängstigte, denn es erschien ihr wie eine Vorbereitung auf einen Gegenstand, der zu ihrem alten Kummer einen neuen hinzufügen werde.

Nachdem Harnisch sich dem Rechtsgelehrten vorgestellt hatte, wobei Siglinde ihn durch einige einführende Worte unterstützt, eröffnete er die Unterredung mit der Frage: "Glauben Sie, Herr Doktor, daß eine Verurtheilung des Herrn Schönauich nicht erfolgen kann, wenn dringender Verdacht gegen einen Andereren vorliegt?"

Volkmar und Siglinde horchten auf.

"Damit würde allerdings der Vertheidigung des Angeklagten eine scharfe Waffe in die Hand gegeben sein, auf deren geschickte Benutzung Alles ankäme," antwortete der Advokat. "Doch muß ich erst wissen, welcher Art der Verdacht ist."

"Um zur Beantwortung dieser Frage zu gelangen, muß ich etwas weit ausholen und mich zunächst an

Fräulein Schönauich wenden," versetzte Harnisch. Dann fügte er, sich gegen Siglinde verbeugend, hinzu: „Ich sollte vermuthen, daß Ihnen der Name Imhoff bekannt sei.“

Die Angeredete schüttelte fremd den Kopf. „Ich höre diesen Namen zum ersten Male.“

„Sie besitzen eine ältere Schwester," fuhr der Amerikaner fort, wie im Tone einer schmerzlichen Frage.

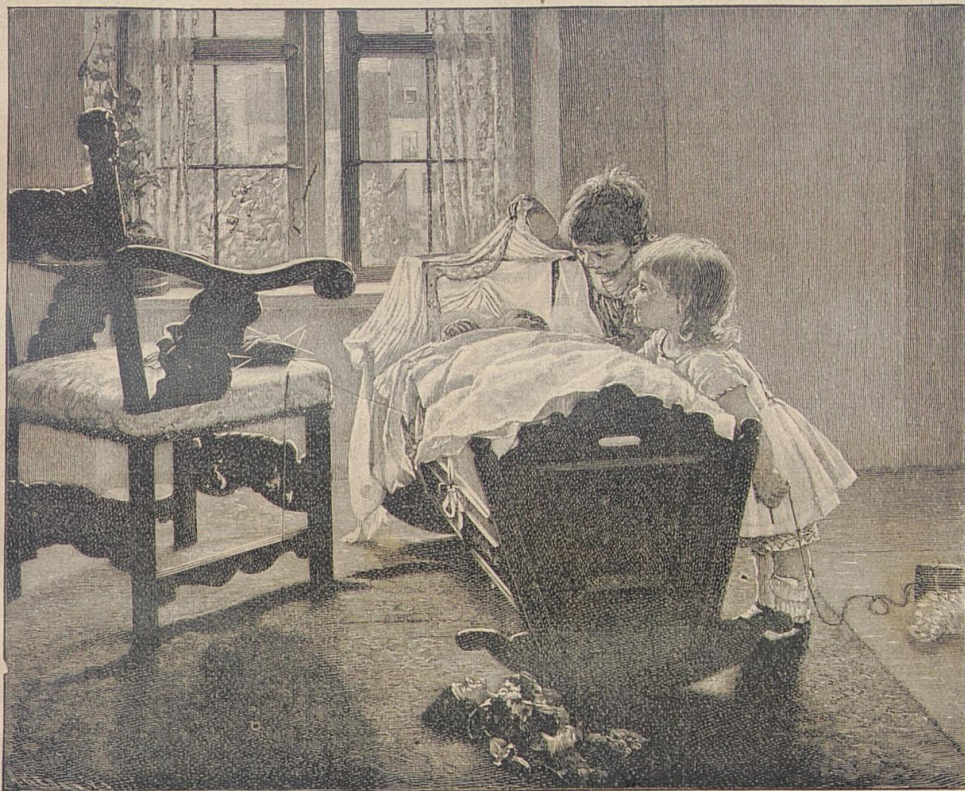
„Erika!" kam es leise über Siglindens Lippen.

„Ganz recht, Erika," nickte Harnisch, „das war Frau Imhoff's Vorname.“

„Frau Imhoff? . . Erika? . . ." wiederholte Siglinde gespannt. „Sollte Erika, von der wir lange Jahre nichts gehört haben, verheirathet sein? Kennen Sie meine Schwester?"

nach Erika verlangt habe, während sie dieselbe doch aus ihrem Testamente gestrichen und damit unzweideutig und bündig genug den Stab über ihren Leichtsinn gebrochen hatte. —

„Ich wurde während der Seereise mit Frau Imhoff näher bekannt," erzählte Harnisch weiter, „und gewann ihr Vertrauen in solchem Maße, daß sie sich offenherzig über ihre Verhältnisse aussprach. Sie hatte viel Leid erfahren, und der Kummer erschließt sich gern, wo er Theilnahme findet. Vor ein paar Jahren war sie noch die gefeierte Primadonna einer Operngesellschaft gewesen, mit welcher ihr Gemahl als Impresario verschiedene größere Städte des Westens bereiste. Da war sie plötzlich von einer schweren Krankheit ergriffen worden, die



Das Jüngste. Nach dem Gemälde von Clara Walther.

(Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. G. Albert & Co.)

Harnisch bejahte. „Ich habe mit Ihrer Schwester und deren Gemahl, Herrn Imhoff, gemeinschaftlich auf demselben Dampfer die Reise von New-York nach Liverpool gemacht. Es war kein blinder Zufall, der uns auf dem gleichen Schiffe zusammenführte. Frau Imhoff, ebenfalls in New-York wohnhaft, war telegraphisch an das Krankenlager ihrer Tante berufen worden. Eine Depesche desselben Inhalts führte auch mich nach Europa. Der gleiche Reisezweck ließ uns beide den nächsten Dampfer benutzen.“

Während dem Rechtsgelehrten sogleich die beiden Depeschen nach New-York einfielen, welche Ritter im Auftrag seiner Grundherrin nach dem Telegraphenamate besorgt hatte, beschäftigte Siglinde die widerspruchsvolle Thatsache, daß die Tante auf ihrem Krankenlager

sie ihrer Stimme beraubte: mit ihrem Rücktritt von der Bühne war der Stern erblichen, der bisher über dem Opernunternehmen ihres Gemahls geleuchtet hatte, der schwache Besuch der Vorstellungen trug nicht mehr die Kosten ein und in kurzer Zeit war Imhoff ein ruinirter Mann. Er versuchte sein Glück nun wieder als Schauspieler, aber wie er früher in diesem seinem ursprünglichen Berufe niemals Erfolg gehabt hatte, so sah er sich auch jetzt wieder in die ganze Misere zurückgeschleudert, welche an den kleinen Wanderbühnen Nordamerika's noch viel jämmerlicher ist, als hier in Deutschland. Seine Lage wurde immer trost- und hoffnungsloser. An ihren Vater wollte sich Frau Imhoff nicht wenden, lieber entschloß sie sich zu dem verzweifeltsten Schritte, ihre Tante um Hilfe anzugehen. Ihre Ehe verheimlichend,

schrieb sie unter ihrem Mädchennamen, den sie auch als Sängerin beibehalten hatte, an Frau Nollenstein einen zerknirschten Brief, worin sie ihre Reue über ihr vergangenes Leben ausdrückte und sich zu jeder Buße bereit erklärte. Die Tante war nicht unerbittlich, sie stellte ihrer Nichte die Bedingung, Methodistin zu werden, und lud sie ein, zu ihr zu kommen, damit sie sich von ihrer Buße und Besserung selbst überzeuge. Die Nichte sollte, wenn sie diese Probe bestand, bei der Tante eine Heimstätte finden und auch in deren Testamente bedacht werden. Dem Briefe Frau Nollenstein's lag eine namhafte Geldunterstützung bei, von welcher zugleich die Reise nach Europa bestritten werden konnte . . ."

Das war ohne Zweifel der Besuch, dachte Volkmar, den die alte Dame erwartete und für welchen sie, wie die Frau Ritter hatte sagen hören, ein Zimmer in Bereitschaft setzte. Auch in diesem Punkte herrschte also, wie schon hinsichtlich der beiden Depeschen, volle Uebereinstimmung zwischen Harnisch's Mittheilungen und dem, was die Gärtner'sfrau sich hatte entschlüpfen lassen.

Siglindens Betrachtungen waren anderer Art: sie erwog die Frage, ob dem überraschenden Zuorkommen, welches die sonst so harte Tante gegen Erika bezeugte, nur das Bedürfnis zu Grunde lag, für den Abend ihres Lebens eine Pflegerin um sich zu haben, die in einem slavischen Abhängigkeitsverhältnisse zu ihr stand, oder ob sie sich mehr von dem rachsüchtigen Wunsche leiten ließ, ihrem tiefgehaßten Schwager, dessen Unversöhnlichkeit gegen die verstoßene Tochter sie kannte, durch die Aufnahme derselben ein Aergernis zu bereiten. Vielleicht traf Beides zu.

Während dieser Gedankengänge seiner beiden Zuhörer fuhr Harnisch ununterbrochen fort: „Frau Imhoff schwankte, was sie thun sollte. Nahm sie das Anerbieten an, so war nur ihr geholfen, nicht aber ihrem Gatten, von welchem sie sich trennen mußte. Die Aussicht auf ein Erbtheil war wohl für Beide verlockend, lag aber in ungewisser Ferne. Dieser Unentschlossenheit wurde jedoch ein Ende gemacht, als bald nach jenem Briefe das Telegramm anlangte, worin die plötzlich erkrankte Tante mittheilte, sie fühle ihr Ende nahe, und Erika aufforderte, sofort abzureisen. Jetzt gab es kein Zaudern mehr, auch war keine Zeit zu verlieren. Die Möglichkeit, von der Tante etwas zu erben, war in unmittelbare Nähe gerückt; mit dem nächsten Dampfer reiste Frau Imhoff ab, und ihr Gemahl begleitete sie, vielleicht aus Mißtrauen, daß die designirte Erbin, einmal durch das Weltmeer von ihm getrennt, nicht wieder zu ihm zurückkehren möchte. Das war der Anlaß zu der Reise, während welcher ich Ihre Frau Schwester kennen lernte. Ganz zufällig traf ich mit ihr und ihrem Gemahl, nachdem wir uns in London getrennt hatten, auch auf dem „Morning-star“ wieder zusammen, der uns nach Calais bringen sollte.“

Diese Worte waren mit einem unheilverkündenden Ernst gesprochen. Wie von einer inneren Bewegung ergrißen, erhob sich Harnisch von seinem Stuhle und machte, die Arme über der Brust verschränkt und das Antlitz zur Erde gebeugt, einige Gänge durch das Zimmer.

Kaum hatte Siglinde vernommen, daß ihre Schwester sich auf dem unglücklichen Dampfer befunden habe, den eine so schreckliche Katastrophe ereilte, als sich ihrer eine namenlose Angst bemächtigte. Ehe sie den Muth fand, sich über Erika's Schicksal durch eine entschlossene

Frage Gewißheit zu verschaffen, suchte sie sich in die Erinnerung zu rufen, ob die Rettungsliste auch den Namen Imhoff enthalten habe; aber vergebens strengte sie ihr Gedächtnis an. Der Name war ihr fremd gewesen und würde sich ihr, selbst wenn sie ihn gelesen hätte, ebensowenig eingepägt haben, wie irgend ein anderer. Sie vermochte diese entsetzliche Ungewißheit nicht länger zu ertragen.

„Herr von Harnisch!“ sagte Siglinde mit bebender Stimme, indem sie aufstand und sich mit der Rechten auf die Lehne des Fauteuils stützte, „was ist aus meiner Schwester geworden? Schonen Sie mich nicht, sondern sagen Sie mir die Wahrheit! Oh, ich ahne das Schlimmste! Ich lese es in Ihrer Miene, — ich hatte schon vorhin den Eindruck, als trügen Sie sich mit einer für mich niederschmetternden Mittheilung. Reden Sie! Bitte, reden Sie!“

Doktor Volkmar, dem ebenfalls nichts Gutes ahnte, wollte auf Siglinde zueilen, um ihr Worte der Beruhigung und der Theilnahme zu sagen, aber er trat verstimmt wieder zurück, denn Harnisch kam ihm zuvor, indem er, sich schon als Siglindens natürlicher Beschützer und Tröster fühlend, ihre Hand ergriff. „Mein liebes Fräulein,“ sagte er in bittend beschwichtigendem Tone, „leider muß ich Sie auf eine Trauerkunde vorbereiten.“

Ein schmerzliches Stöhnen entwand sich Siglindens Brust. „Warum sagten Sie es mir nicht schon vorgestern?“

„Ich fühlte nicht den Muth dazu, auch widerstrebte es meinem Gefühle, mich bei Ihnen als Hiob'sbote einzuführen.“

„Meine arme Schwester ist ertrunken, — nicht wahr?“ frug Siglinde zögernd und mit dem Weinen kämpfend.

„Leider ist es so, wie Sie fürchten.“

„Wissen Sie es ganz sicher?“ drang Siglinde in ihn, sich an einen Strohalm von Hoffnung klammernd. „Könnte sie nicht gerettet sein, vielleicht noch mit Andern, die man ebenfalls ertrunken glaubt? O, bitte, erzählen Sie mir, wie das Schreckliche sich zutrug. Wohl las ich den Hergang in der Zeitung, aber ohne die Aufmerksamkeit, die ich dem traurigen Ereignis geschenkt haben würde, wenn ich gewußt hätte, wie nahe mein Herz daran theilhaftig war.“

„Die Katastrophe vollzog sich mit erschreckender Schnelligkeit,“ berichtete der Amerikaner in tiefem, gedämpfem Tone. „Es herrschte ein fast undurchdringlicher Nebel. Da ertönte ein gewaltiges Krachen. Unser Schiff war von dem französischen Dampfer „Sirene“ gerade in der Mitte getroffen. Fünf Minuten nach dem Zusammenstoße sank es und zwar so rasch, daß die drei Boote der „Sirene“ von den 160 Passagieren des „Morning-star“ nicht den vierten Theil zu retten vermochten. Zwar hatte unser Schiff auch drei Boote herabgelassen, aber ehe diese noch bestiegen werden konnten, kenterte das eine derselben, während die beiden andern so schnell abtrieben, daß sie von Niemand erreicht werden konnten. Was nicht von der „Sirene“ aufgenommen wurde, ist ertrunken, darüber herrscht leider nicht der mindeste Zweifel, denn stundenlang noch wurde die Wasserfläche ringsumher abgesucht, jedoch ohne Erfolg. Wir waren im Ganzen 31 Gerettete und wurden nach Calais gebracht. Aber Ihre Frau Schwester, nach welcher zu forschen mein Erstes war, befand sich nicht darunter.“



Auf dem Raubzuge.

In stillen Thränen ergoß sich Siglindens Schmerz. Hatte die Ungleichartigkeit des Alters und der Charakteranlagen auch stets eine Scheidewand zwischen den beiden Schwestern gebildet, war Siglinde auch noch ein Kind gewesen, als Grita das elterliche Haus verließ, so hatte sie doch nie aufgehört, die Entfernte, Verschollene als ihre Schwester zu lieben und ihrer wehmüthig zu gedenken. Die nie erloschene Hoffnung, sie dennoch einst als Wiedergefundene in ihre Arme zu schließen, war mit der Kunde von ihrem Tode für immer dahin; das unnatürliche Ende, das Grita gefunden, die harten Schicksalsprüfungen, welche ihre letzten Lebensjahre verdüstert hatten, drückten den Stachel des Schmerzes nur um so tiefer in Siglindens Herz. Sie ließ sich von Harnisch, der ihr die letzte Kunde von der Verborenen gebracht, während der letzten Stunden ihres Lebens mit ihr verkehrt hatte, genau beschreiben, wie Grita ausgesehen, wie ihre Stimme geklungen, welche Kleidung sie getragen hatte, um sich das Bild fest einzuprägen und es wie eine heilige Reliquie in ihrer Erinnerung zu bewahren.

Ein langes tiefes Schweigen war eingetreten. Weder Volkmar noch Harnisch hätten gewagt, dasselbe zu unterbrechen. Als Siglinde ihre Fassung wieder fand, ward sie sich erst bewußt, daß während der ganzen Zeit Harnisch ihre Hand in der seinigen gehalten hatte. Sie erkannte sehr wohl, daß dieser sich ein Recht herausgenommen hatte, welches Volkmar zwang, bei Seite zu stehen und Trost und Zuspruch dem scheinbar Bevorzugten zu überlassen. Sie erschrak, und einen Blick auf den Anwalt werfend, entzog sie dem Amerikaner rasch die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Der berühmte Z . . .

Es war im Jahre 1875, als ich mich mit meinem Roman „Unglückliche Liebe“ um einen Preis der Akademie bewarb. Aber was nützt es, lieber Leser, Dir diesen Titel zu nennen. Er ist Dir ohne Zweifel unbekannt, denn die große Mehrzahl der Exemplare desselben ruht ungestört auf den Regalen der Buchhandlung, und das Werk hat auch nicht den geringsten Preis gewonnen.

„Sie sind gar zu moralisch“, sagte mir der Verleger, der das Buch übrigens auf meine Kosten hatte drucken lassen.

Fronie des Schicksals! Der Areopag der Vierzig verwarf mein Buch, weil einige Szenen darin zu „gewagt“ seien. Wer soll daraus klug werden! Und dieser doppelte Mißerfolg hatte nicht einmal die gute Wirkung, mich von weiteren Produktionen abzuschrecken, ohgleich ich es meiner „Unglücklichen Liebe“ verdanke, mich einmal in meinem Leben lächerlich gemacht zu haben.

Ich will hoffen, daß es das einzige Mal war.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Ich war jung, denn ich zählte nicht viel mehr als zwanzig Jahre, und unerfahren, denn nachdem ich die Naivetät gehabt, einen Roman auf meine Kosten drucken zu lassen, hinterlegte ich drei Exemplare desselben bei dem Sekretär der Akademie, ohne irgend welche Schritte zu seiner Empfehlung zu thun, nur im Vertrauen auf seinen inneren Werth. Eine alte Tante, der ich meine ehrgeizigen Pläne mittheilte, sagte mir: „Mein lieber Nefte, ich kenne einen Akademiker, den berühmten Z . . . Schicke ihm einen Band Deines Romans mit einer Widmung. Ich werde mit ihm von Dir sprechen, denn ich treffe

ihn wenigstens einmal in der Woche in der Welt, in der man dinirt.“

Am folgenden Morgen befand sich mein Band in den Händen des berühmten Z . . . Jetzt ist er todt, aber wie man sehen wird, ist er nicht an der Lektüre meines Romans gestorben.

Der Sommer verging, und ich reiste nach Burgund ab. Ich sehnte mich nach Landluft, nach den Meinigen und nach „Ersparnissen.“ Das Druckenlassen meines Werkes hatte meine Kasse erschöpft. In unsern Zeiten sind es nicht mehr die Schriftsteller, welche die Verleger ruiniren. Oh, dieser „Selbstverlag“! Diese Erfindung ist fataler für den Geldbeutel, als die Roulette.

Im Coupé der Eisenbahn ward mir eine der süßesten Freuden zu Theil, die mir die Literatur bescheert hat. Leider war sie nur von kurzer Dauer, aber was thut's. Bis auf diesen Tag kann ich nicht ohne Bewegung an diese unschuldige und — flüchtige Jugenderinnerung denken.

Wir waren drei im Coupé: erstens ich; dann ein Mann von etwa sechzig Jahren, klein von Wuchs, roth von Angesicht, kahlköpfig und — sonderbar in seinem Alter — nicht deforirt. Er mochte Verstand besitzen, jedenfalls verberg er ihn unter einem schwerfälligen Neufkern. Seine Kleidung verrieth wenig Rücksicht auf die Forderungen der Mode.

Die junge Dame, welche ihn begleitete, ohne Zweifel seine Tochter, schien mir eine vornehme Persönlichkeit, denn sie trug seidene Strümpfe. Ich habe seitdem, auf meine Kosten, gelernt, daß man auf seidene Strümpfe kein Gewicht legen darf; aber diese Geschichte trug sich zu vor zwölf Jahren, und ich war damals jung.

Uebrigens, wenn die Unbekannte Holzschuhe angehabt, nur ein Auge und einen Buckel gehabt hätte, es wäre mir in dem Augenblicke gleichgiltig gewesen. Denn nicht auf ihr weilt meine freudestrahlenden Blicke, sondern auf dem Buche, das sie las; ein Buch in einem lachsfarbenen Umschlage, den ich auf einen Kilometer Entfernung erkannt hätte. Gerechter Himmel! Es war mein Buch!

Jedermann kann die Druckerpresse ins Stöhnen bringen. Wer macht sich heutzutage nicht das vorzügliche Vergnügen, seinen Namen in einem Ladensfenster zwischen Octave Feuillet und Balzac prangen zu sehen? Aber sich lesen sehen! Welche Wonne! Kleopatra selbst hat trotz aller Raffinirtheit im Genießen die Art des Genusses nicht entdeckt, und ich bedaure sie deshalb, denn ich habe diese Seligkeit einmal in meinem Leben genossen; ja, leider nur einmal!

„Also du“, dachte ich, „du liebes, gesegnetes Wesen, du hast mein Buch gekauft! Es sind meine Gedanken, die du denkst, meine Empfindungen, die du empfindest, meine Worte, die deine rosigen, hübschen Lippen in leise Bewegung setzen.“

Aber ach, was mußte ich erblicken? Diese rosigen Lippen öffneten sich allerdings, aber — um zu gähnen! Gewiß ist sie, der Abreise wegen, sehr früh aufgestanden, suchte ich mir einzureden. Ihre Augen schlossen sich, das zarte Kinn sank auf ihre Brust, die fein behandschuhten Hände ließen mein Buch los, und es sank — auf den Teppich. Nun, es ist doch keine Schande, einem hübschen Mädchen zu Füßen zu fallen, besonders zu solchen Füßchen in seidnen Strümpfen.

Sie regte sich nicht. Ihr Schlaf war gesund, prima

Sorte, ausdauernd. Vielleicht war das eine Familien-eigenthümlichkeit, denn der Vater schloß schon lange, ganz ohne die „Unglückliche Liebe“ gelesen zu haben. Dieser Gedanke war sehr beruhigend. Ach, meine Freude war von kurzer Dauer gewesen! Sie hatte das Buch nicht gekauft, denn auf der ersten Seite fand ich diese Zeilen von meiner eigenen Hand geschrieben:

„Dem Herrn B . . . , Mitglied der Akademie von Frankreich.

„Erlauben Sie, hochverehrter Meister, einem Unbekannten, Ihnen seine Huldbigung durch die Zusendung dieses bescheidenen Buches darzubringen, als Zeichen seiner ehrerbietigen Bewunderung Ihres hohen Talents.“

Aber wie! Welche Freude! Dieser apoplektische, nachlässig gekleidete Schläfer war der berühmte B . . . ! Er hatte mein Werk seiner Beachtung gewürdigt, da er es auf die Reise mitgenommen hatte. Er hatte seinem Kinde erlaubt, vielleicht gar gerathen, es zu lesen.

Nun brauchte ich nur dieses glückliche Zusammentreffen auszunutzen. Noch sechs Stunden lang würde ich die Gesellschaft des berühmten Mannes genießen. Das war mehr als genug, um mir seine Gunst zu sichern, welche, nach der Ansicht meiner Tante, die der 39 Andern nach sich ziehen würde. Und es war mir ja auch nicht verboten, vermitteltst seiner Tochter auf ihn einzuwirken. Das hieß, auf einem Umwege an sein Ziel gelangen, aber auf welchem niedlichen Umwege. Man denke sich eine reizende, recht muthwillig aussehende Brünette, mit blitzenden Augen und frischrothen Lippen und einem Wuchse, der jeden Maler begeistern würde.

Aber in diesem Augenblicke galt es nicht, sich zu verlieben, sondern an mein Buch zu denken. Das Uebrige würde sich später dann schon finden. Armes Buch! Bis jetzt war es noch nicht einmal aufgeschnitten, und wenn es so weiter ging, hatte es wenig Aussicht, aufgeschnitten zu werden. Da ich nichts Besseres zu thun hatte, zog ich mein Messer aus der Tasche und machte mich an die Arbeit. Das Knistern des Papiers weckte meine Nachbarin auf, die etwas erstaunt schien über meine Beschäftigung. — „Mein Herr . . .“ begann sie, die Hand nach ihrem Eigenthum ausstreckend.

„Mademoiselle,“ antwortete ich, „erlauben Sie mir, Ihnen eine Arbeit zu ersparen. Ich werde in fünf Minuten fertig sein.“

Sie dankte mir mit einem Lächeln. Welche reizenden Zähnen! Was konnte die Akademie mir Aehnliches bieten? Ich sah, daß sie mich mit Wohlgefallen betrachtete. Der Augenblick, den Angriff zu beginnen, war gekommen. Ich machte ein so schelmisches Gesicht, wie ich nur konnte, und sagte: „Uebrigens habe ich ein gutes Recht dazu.“

„Ein gutes Recht,“ wiederholte sie, mich mit ihren großen Augen anblickend, und ein niedliches Grübchen erschien auf ihrem Gesichtchen.

„Zawohl! Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin der bescheidene und unbekannte Verfasser dieses Buches.“

Sie nahm das Buch und las neugierig das plebejische Pseudonym auf dem Deckel. Sorgloses Kind! Sie hatte angefangen, meine „Unglückliche Liebe“ zu lesen, ohne sich zu kümmern, wer sie geschrieben hatte. Ich konnte sogar bemerken, daß der banale Name „Pierre Lejeune“ ihr Interesse für mich abkühlte. Mit etwas verächtlichem Tonfalle sagte sie: „Also Sie sind ein Schriftsteller?“

„Ich habe diese Ehre, mein gnädiges Fräulein, denn ich zweifle nicht daran, daß das in Ihren Augen für eine Ehre gilt. Sie kennen gewiß die meisten literarischen Größen unserer Zeit?“

„Ja, einige von ihnen besuchen uns, aber meistens nur die Alten.“

„Der Papa bewacht sein Töchterchen sorgfältig,“ dachte ich, und sagte: „Sie lesen gewiß sehr viel?“

„Oh ja, sehr viel, im Sommer, auf dem Lande. Im Winter habe ich keine Zeit dazu.“

Ich drückte durch eine Geste aus, daß ich das sehr natürlich fände. In ihrem Alter, bei ihrer Schönheit machte sie selbstverständlich sehr viele Gesellschaften mit. Dann fragte

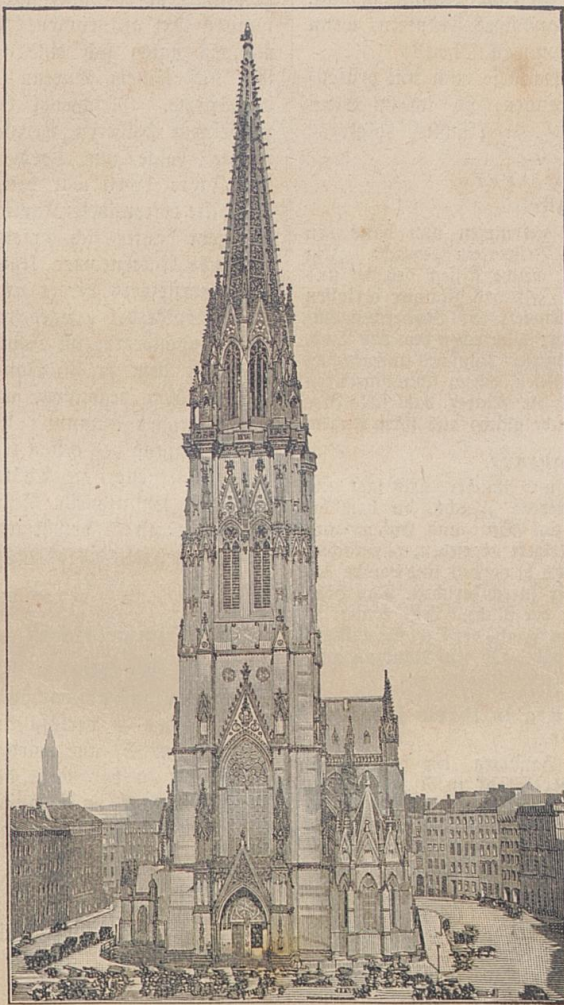
ich, der mir am Herzen liegenden Hauptsache eingedenk:

„Glauben Sie, daß Ihr Herr Vater mir die Ehre erweisen würde, diesen bescheidenen Versuch anzusehen? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie wichtig mir sein Urtheil wäre, denn . . .“

„Das ist nicht mein Vater, sondern mein Onkel. Sie kennen ihn?“

„Seinen Ruf, gewiß. Welch ein Talent!“

Sie nickte zustimmend. Dann sagte sie leise: „Zum Unglück fängt er an, altersschwach zu werden; seine Arbeit ist sehr angreifend. Die Saison in diesem Jahre war sehr ermüdend; mehrere große Diners jede Woche.



Die Nikolaikirche zu Hamburg.

Unter uns gesagt, ich finde, daß man von meinem alten Onkel zu viel verlangt."

"Ja, das ist einmal das Schicksal der großen Männer. Aber jetzt wird er sich erholen. Sie gehen doch wohl aufs Land?"

"Glauben Sie, daß das Leben im Schloß eine Erholung ist? In Burgund hören die Diners nicht auf."

"Wie, Sie reisen auch nach Burgund?"

"Ja, nach Chambrive."

"Zu der Herzogin? Werden Sie lange da bleiben?"

"Den ganzen Herbst. Kennen Sie Chambrive?"

"Ich habe früher dieses herrliche Schloß besucht. Was würden Sie wohl sagen, gnädiges Fräulein, wenn Sie mich eines Tages dort ankommen sähen?"

Sie schien erstaunt und betrachtete mich mit prüfenden Blicken, als wolle sie ergründen, ob ich im Ernst gesprochen. (Schluß folgt.)

— — — — —
Zu unseren Bildern.
Das Jüngste.

Der Storch war in's Haus gekommen und hatte den Kinderchen ein allerliebstes kleines Brüderlein gebracht. Jetzt ruht es in der Wiege, in sanfte, weiche Kissen gebettet und schläft. Die Mutter hat für kurze Zeit das Zimmer verlassen und diese Gelegenheit benützte die Kinder, das Brüderchen einmal zu sehen. Leise kommen sie heran; Mariechen hebt das Tuch, das schützend über des jungen Weltbürgers Köpfchen ausgebreitet ist. Da liegt es nun, das herzige Wesen, einem schlummernben Engel gleich. Neugierig betrachten die Kinder das schlafende Brüderchen und heimliche stille Freude glänzt aus ihren Augen.

Auf dem Raubzuge.

Reineke ist ein gar arger Dieb und Räuber. Das sagt uns schon die Strophe des bekannten Liedes: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen!“ Aber nicht bloß auf Gänse und Hühner und sonstiges Geflügel hat es Meister Reineke abgesehen, er verachtet auch so ein Häselein nicht. Abend ist's geworden und Lampe hat sich im Schnee soeben ein Nachtlager zurechtgerichtet. Das Häselein ahnt nicht, daß der Feind in der Nähe. Leise kommt er über die Schneedecke herübergeschlichen, Fuchs der Schlaue, Listige; schon hat sein Auge das Opfer erspäht. Ob sein Raubzug auch von Erfolg begleitet sein wird?

Die Nikolaikirche zu Hamburg in ihrem jetzigen Zustande.

Dem großen Stadtbrande in Hamburg, der vom 5. bis 8. Mai 1842 einen großen Theil der Stadt in Asche legte, ist auch die alte Nikolaikirche zum Opfer gefallen. Während schon in den angrenzenden Straßen ein unabsehbares Feuermeer tobte und Verderben brachte, wurde in der Kirche noch Gottesdienst gehalten. Um 12 Uhr Mittags am ersten schrecklichen Tage war der Gottesdienst beendet, um 1 Uhr begannen einzelne Flammen am Thurme emporzuzüngeln und in wenigen Stunden lagen Thurm und Kirche in Asche. Ihre damalige Gestalt hatte sie seit 1658, und ihr Thurm zeigte die ansehnliche Höhe von 400 Fuß und war von dem massiven Mauerwerk an ganz mit Kupfer gedeckt. In seiner Laterne hing ein schönes, holländisches Glockenspiel, welches morgens um 6 und mittags um 1 Uhr eine halbe Stunde lang Choräle spielte. Am fraglichen Tage begann der Thurm sich selbst sein Schwanenlied zu singen. Sein herrliches Glockenspiel, man weiß nicht, ob durch die Hitze oder eine andere Kraft in Bewegung gesetzt, begann zu tönen, doch nicht einer seiner gewohnten Choräle, sondern eine Melodie voll wilden Schmerzes, voll herzerreißenden Wehens erklang über die brennende Stadt hinweg. Schon um 3 Uhr nachmittags hatte das Feuer den ganzen Thurm ergriffen, gegen 5 Uhr wankte die Spitze und wenige Minuten darauf stürzte sie, zum Theil die Häuser der Geistlichen zertrümmern, zum Theil in das Innere der Kirche sich senkend. Die Kirche brannte vollständig nieder, erstand aber wieder in der neuen Gestalt, in welcher sie sich auf unserem Bilde präsentiert.

— — — — —
Allerlei.

George Elliot. Als ein Opfer der Influenza verschied am Weihnachtsabend 1893 in England ein

Mann, der wie wenige von sich rühmen konnte, daß er alles, was er errungen, seiner eigenen Thatkraft verdanke, ein self-made man im vollsten und besten Sinne des Worts, Sir George Elliot, der ehemalige Kohlenträger, der sich bis zum Bergwerksbesitzer und Baronet aufgeschwungen. Am 18. Juni 1815, dem Tage der Schlacht von Belle-Alliance, als Sohn eines armen Kohlenarbeiters in Durham geboren, begann er seine Lebens-thätigkeit frühzeitig in dem väterlichen Berufe. Von Stufe zu Stufe es durch Fleiß und geistige Regsamkeit so weit bringend, wie die Verhältnisse es gestatteten, versäumte er es dabei nicht, sich Kenntnisse der mannig-fachsten Art anzueignen. Des strebsamen jungen Berg-mannes nahm sich ein Ingenieur, Spopwiff, an, der ihn auf seinem Bureau und bei Vermessungsarbeiten beschäftigte. Gleichwohl lehrte Elliot im Jahre 1830 zu seinem früheren Berufe zurück, in dem er jetzt in rascher Folge zum Vormann und Obersteiger aufstieg. Im Jahre 1840 war bereits der intelligente Obersteiger mit Hilfe befreundeter Kapitalisten Grubenbesitzer geworden, und jetzt häuften sich Erfolg bei ihm auf Erfolg. Der glückliche Unternehmer legte im Jahre 1851 die Stelle des Obersteigers nieder und trat als technischer Direktor an die Spitze der ausgedehnten Kohlenwerke des Marquis von Londonderry, im Jahre 1863 kaufte er das Berg-werk, in dem er 35 Jahre zuvor seine Thätigkeit als armer Häuer begonnen, und im Jahre 1874 wurde er zum Baronet ernannt. Bekannt ist seine Theilnahme an der Legung des ersten transatlantischen Kabels, ebenso seine schriftstellerische Thätigkeit, die er unter anderem durch die sensationelle Schrift „Wie lange reicht unser Kohlenvorrath?“ bethätigte. Politisch gehörte Elliot zu der Torypartei, die er mehrfach im Parlamente vertrat.

— — — — —
Simmelschau im Monat Februar.

—i. Merkur ☿ ist gegen Ende des Monats als Abendstern gut sichtbar in WSW.

Venus ♀ verläßt anfangs nach 7 Uhr abds. den Horizont im S. und wird gegen Ende Morgenstern. Am 7. steht er in der Nähe des Mondes.

Mars ♂ im Skorpion und Schützen geht zwischen 5 U. und 4 U. morgs. auf und befindet sich am 1. in der Nähe des Mondes.

Jupiter ♃ im Stier erreicht bereits 6 U. abds. die höchste Höhe und geht zwischen 3 U. und 1 U. früh unter. Am 13. ist er nahe beim Mond.

Saturn ♄ geht auf zwischen 11 U. 54 M. und 10 U. 2 M. nachts und kommt am 24. in die Nähe des Mondes.

— — — — —
Bilder-Räthsel.

